

Der „Leitfaden zum Umgang mit Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten“ (2018) als Ausdruck post-kolonialer Deutungshoheit

Text: Dr. Andreas Schlothauer

erscheint (leicht verändert und ergänzt) in Kunst&Kontext Nr. 17 (Juni 2019)

Der Leitfaden ist in Bezug auf die völkerkundlichen Sammlungen kein einheitliches Werk. Er zeigt eine Verständigungslücke zwischen einerseits mit Objekten und deren Sammlungsgeschichte arbeitenden MuseumskuratorInnen (z. B. H. Thode-Arora, J. Fine) und den Theoretikern (z. B. L. Förster, J. Zimmerer).¹ Vor allem bei Zimmerer ist Ausgangspunkt und Fundament eine Abstraktion, die zwei historische Rollen überbetont: Den aktiven (gewalttätigen) Europäer und die passiven (erleidenden) Kolonisierten. Bei den ersteren wird nicht einmal eine Differenzierung in Kritiker, Befürworter und Mitläufer vorgenommen, und bei den zweiteren sind wesentliche Aspekte zu wenig beachtet: die unterschiedlich aktive Rolle indigener Personen und Gruppen im Kontakt mit Europäern, die örtlichen historischen Konflikte vor dem Kontakt und die nicht-europäischen Einflüsse, z. B. islamische, chinesische oder indische. Eine Folge ist die übermäßige Bedeutung Europas in der globalen Geschichte: die postkoloniale Variante des Eurozentrismus.

Der Leitfaden hat zwei Grundfehler: eine unscharfe regionale und zeitliche Festlegung seines Geltungsbereiches sowie eine Kategorienbildung, die nicht auf den konkret vorhandenen Objekten und Objekttypen basiert.

Europa und die Welt – 600 Jahre unter Generalverdacht?

Die Autoren stellen mindestens einen Zeitabschnitt „zwischen dem 17. und dem frühen 20. Jahrhundert“ unter Generalverdacht, der an mehreren Stellen bis in das 15. Jahrhundert verlängert ist.

Zitat 1:

„Objekte, die einem kolonialen Kontext zugeordnet werden können, stammen somit aus der ganzen Welt, nicht allein aus den ehemaligen deutschen Kolonien.“ (S. 6)

Zitat 2:

*„2.3 Welche zeitliche und geografische Eingrenzung hat der Leitfaden?
Keine. Koloniale Kontexte waren in verschiedenen Regionen und Ländern zu verschiedenen Zeiten gegeben.“ (S. 11)*

Zitat 3:

„Kolonisierung begann oftmals mit der Exploration von Gebieten, der Anbahnung von Handelskontakten oder der Missionierung.“ (S. 11)

Zitat 4:

„Koloniale Kontexte enden also weder 1918/19, als das Deutsche Reich seine Kolonien verlor, noch in den 1960er Jahren mit der Dekolonisierung weiter Teile Afrikas. Auch ist der Anfang nicht erst 1884 zu sehen, sondern fließend seit etwa dem 15. Jahrhundert, als die Europäer die Welt entdeckten und z.B. die spanische Kolonialherrschaft in Amerika begann.“ (S. 13)

Zitat 5:

„Der europäische Kolonialismus, das Ausgreifen über große Teile des Globus und deren allmähliche Unterwerfung unter Abgesandte Europas sowie die Überwindung dieser Unterwerfung, bildet das Signum der letzten Jahrtausendhälfte. Dieser Prozess umfasst mehr als 600 Jahre, die gesamte Welt und hinterließ Spuren in allen Bereichen von Kultur, Wissenschaft, Wirtschaft und Politik.“ (S. 24)

Zitat 6:

„Kolonialismus ist – grundsätzlich gesprochen – ein Herrschaftsverhältnis, bei dem die kolonisierten Menschen in ihrer Selbstbestimmung beschränkt, fremdbestimmt und zur Anpassung an die (vor allem wirtschaftlichen und politischen) Bedürfnisse und Interessen der Kolonisierenden gezwungen werden.“ (S. 11)

Mit dieser Definitionsbreite reicht es, dass ein hellhäutiger Mensch außerhalb Europas einen Fuß auf den Boden setzte, um „kolonialen Kontext“ und „Kolonisierung“ unterstellen zu können. Unverständlich bleibt, warum dann der Zeitraum nicht mindestens bis in die Zeit der Kreuzzüge ausgedehnt wurde.

Bei einer derart weit gefassten Definition ist die vorgeschlagene Kategorienbildung unbrauchbar, denn so gut wie jedes Objekt wird im „kolonialen Kontext“ gesammelt sein.

„3. Kategorien kolonialer Kontexte

Kategorie 1: Objekte aus formalen Kolonialherrschaften

Kategorie 2: Objekte aus kolonialen Kontexten außerhalb formaler Kolonialherrschaften

Kategorie 3: Rezeptionsobjekte aus kolonialen Kontexten.“ (S. 16-24)

Formuliert wird weiterhin ein Auftrag an die Museen: *„Auf der Grundlage des Leitfadens ist jedes Museum und jede Sammlung gehalten, einen eigenen Standpunkt und eigene Richtlinien für den Umgang mit Objekten aus kolonialen Kontexten zu formulieren. Darüber hinaus sind die Museen aufgerufen – unabhängig davon, ob sie Objekte aus kolonialen Kontexten in ihren Sammlungen haben – sich mit dem Thema Kolonialismus in ihrer Ausstellungs- und Vermittlungsarbeit aktiv auseinanderzusetzen.“ (S. 8)*

Es bleibt abzuwarten, ob der folgende Absatz umgesetzt wird: *„In einigen öffentlichen Debatten wird jeglicher Sammlungserwerb im kolonialen Kontext per se als Unrecht angesehen. Dies wird damit begründet, dass es unter Kolonialherrschaften bzw. in kolonialen Strukturen ein derartiges Machtgefälle zwischen Beherrschten und Herrschern gegeben habe, dass eine Rechtmäßigkeit beim Erwerb von Objekten schlechthin undenkbar sei. Dem vorliegenden Leitfaden liegt die Überzeugung zugrunde, dass die Vielzahl von historischen und lokalen Aneignungs- und Aushandlungsprozessen einzubeziehen ist. Es soll für die große Bandbreite sensibilisiert werden.“ (S. 15)*

Der Autor befürchtet, dass der „Aufruf“ zu einer Flut ähnlich bis gleich konstruierter Zusammenhänge, nicht aber unterschiedlicher Standpunkte führen wird. Da die Leitmedien bislang eine einfache und einseitige post-koloniale Legende verbreiten, und bislang kaum ein(e) PolitikerIn wissenschaftliche Beweise fordert, bestimmt diese Legende die öffentliche Diskussion. Wären MuseumskuratorInnen finanziell unabhängige und selbstständig agierende Unternehmer, dann wäre diese mediale Einseitigkeit möglicherweise wirkungslos. Ein Museum ist jedoch eine Behörde und dadurch politisch-administrativer Einflussnahme ausgesetzt. Wer noch dazu mit einem befristeten Vertrag angestellt ist, dessen Freiheitsgrade sind begrenzt. Ein Trend zeigte sich eindeutig in den Ausstellungen der letzten Jahre: Es wurden vor allem Beispiele des unrechtmäßigen Erwerbes präsentiert. Da dies selten am konkreten Objekt mit der vorhandenen

Sammlungsdokumentation gelang, dominierten in den Texten die Hinweise auf einen diffusen ‚Kontext kolonialer Gewalt‘.² Die Besucher werden also in den nächsten Jahren einen Gleichklang von Ausstellungen erleben, die nicht die unterschiedlichsten Situationen in der jeweiligen Zeit dokumentieren. Nicht das Verständnis einzelner Menschen und der jeweils einmaligen Erwerbssituation wird im Vordergrund stehen, sondern eine post-koloniale Interpretation aus heutiger Sicht.

Fehlende empirische Grundlagen

Ein Problem des Leitfadens ist, dass empirische Fallstudien des Faches Ethnologie, die sich mit der Sammlungsgeschichte konkreter Objekte befassen (heute Provenienzforschung genannt), und auch die Studien zum meist gravierenden Kulturwandel der Ethnien („Herkunftsgesellschaften“) nicht systematisch berücksichtigt werden können: Es fehlen zusammenfassende Metastudien zum Thema ‚Objekterwerb im Kolonialismus‘. Andererseits ist die Methodik des Leitfadens unbefriedigend. Selbst wenn auf Fallstudien Bezug genommen wird, ist so unscharf zitiert, dass eine Prüfung unmöglich ist:

Zitat 1:

„So dürfen manche Objekte beispielsweise nicht von Frauen, nicht-initiierten oder rangniedrigen Personen betrachtet oder berührt werden (z.B. Schwirrhölzer australischer Aborigines, bestimmte hinduistische Götterstatuen für Angehörige der Gesellschaftsgruppe der „Unberührbaren“). [...] Nach Auffassung mancher Herkunftsgesellschaften, etwa aus Ozeanien, wohnt allen Objekten, die z.B. mit der Religion, den Vorfahren oder Herrschaftsinsignien zu tun haben, Mana inne, die potentiell gefährlich sein kann und Rituale vor dem Umgang mit den Objekten erfordert.“ (S. 9)

Zitat 2:

„Für einige Gesellschaften ist auch die Abbildung Verstorbener sensibel, was für den Zugang zu historischen Film- und Fotosammlungen relevant sein kann.“ (S. 10)

Es ist nicht einzusehen, warum die wissenschaftliche Methodik genauen Zitierens und Benennens in einem Leitfaden nicht einzuhalten sein soll, da ohnehin mit Fußnoten gearbeitet wird. Bisweilen wird die Quelle zitiert, in einem Fall ist dann eine „persönliche Mitteilung“ einzige Basis der Behauptung.³ Diese Kritik mag beim ersten Lesen kleinlich erscheinen, aber mit dieser Arbeitsweise wird eine wesentliche Übereinkunft zur Wissenschaftlichkeit verlassen: Die Prüfbarkeit des Geschriebenen. Der Leitfaden produziert auf diesem Weg scheinbar allgemeingültige Wahrheiten, ohne auf die jeweils konkrete konträre Diskussion eingehen zu müssen.

Das Objekt als Störfaktor

Objekte kommen im Leitfaden entweder als Klasse („sensible“) oder als Summe („Sammlungen“) vor.

Zitat 1:

„Objekte aus kolonialen Kontexten sind historisch sensible Objekte, mit deren Geschichte und Charakter sich Museen auseinandersetzen müssen. Ihr Erwerb war oftmals mit

Ausübung von Gewalt und/oder ausgeprägten Abhängigkeitsverhältnissen verbunden.“ (S. 11)

Zitat 2:

„Zu kulturell sensiblen Objekten in Museen zählen menschliche Überreste, religiöse und zeremonielle Objekte und Herrschaftszeichen. Ihnen kommt meist eine besondere Bedeutung zu, weshalb der Umgang mit ihnen in der Herkunftsgesellschaft begründeten Zu- und Umgangsbeschränkungen unterliegt.“ (S. 9)

Zur Erkennbarkeit dieser Merkmale heißt es: *„Allein die Zuordnung eines Objekts zu einem kolonialen Kontext ist unter Umständen nicht leicht vorzunehmen.“ (S. 7)* Die praktische Schwierigkeit besteht darin den „kolonialen Kontext“ oder „kulturell Sensibles“ am Objekt selbst zu erkennen. Oder als Frage formuliert: Ist der „koloniale Kontext“ ein materielles Merkmal indigener Objekte?

Das Objekt ist bis heute ein Störfaktor im Universitäts- und Museumsbetrieb. Nur eine verschwindend kleine Zahl von Spezialisten ist noch in der Lage ein Objekt zeitlich und regional einzuordnen ohne vorher die Dokumentation zu kennen. (Diese Fähigkeit begrenzt sich dann jeweils auf eine bestimmte Ethnie bzw. Region oder Materialgruppe.) Der Nachweis des „kolonialen Kontextes“ ist also wesentlich von der zugehörigen Dokumentation abhängig und setzt eine zuverlässige Verbindung des Objektes mit seiner Inventarnummer voraus. In der reichhaltigen Geschichte der Museen wurden in der Vergangenheit z. B. Etiketten entfernt, Inventarbücher fehlerhaft abgeschrieben und Nummern aus Versehen vertauscht. Die zweifelsfreie Identifizierung von Objekt und Inventarnummer ist daher die erste Aufgabe, die allerdings im Leitfaden gar nicht vorkommt.

Eine Gliederung nach Objekttypen wäre praktisch brauchbarer gewesen, als die o. g. „Kategorien kolonialer Kontexte“: Denn in den völkerkundlichen Sammlungen findet sich vor allem Belangloses und Unwichtiges. Dafür spricht jedenfalls, dass in den letzten hundert Jahren der überwiegende Teil der Bestände von den jeweiligen Museen nie ausgestellt wurde, und nur sehr wenige Objekte im Detail beschrieben und mit Fotos publiziert sind. Das Thema „kolonialer Kontext“ an Materialproben, Modellen, Alltagsgeräten, Werkzeugen und Haushaltswaren zu diskutieren, erscheint doch etwas übertrieben, und dies wird bisher auch nicht gemacht. Dieser Gedanke findet sich in ähnlicher Form im Leitfaden, hat sich aber bei der Kategorienbildung und die Empfehlung zur Vorgehensweise nicht ausgewirkt. *„Es sei allerdings angemerkt, dass kulturell sensible Objekte nur einen Teil der Sammlungen ausmachen. Vielmehr finden sich in den Sammlungen Objekte der Alltagskultur [...], ergänzt um offensichtliche Souvenirs und Modelle aller Art.“ (S. 10)*

Die Objekte werden in ihrer undifferenzierten Gesamtheit zu Symbolen erklärt: zu „Zeitzeugen eines kolonialen Wertesystems“. *„Der Leitfaden ist in der Erkenntnis entstanden, dass Objekte aus kolonialen Kontexten außer ihrer direkten Objektgeschichte noch eine weitere historische Komponente besitzen. Sie sind Zeitzeugen eines Wertesystems, bei dem sich aufgrund einer angenommenen Höherwertigkeit die Kolonialherren über andere Staaten und deren Bevölkerungen oder einzelne Bevölkerungsteile erhoben, diese benutzten und unterdrückten.“ (S. 6)* Gleichzeitig soll dann aber auch beachtet werden, *„dass die besondere Bedeutung kulturell sensibler Objekte in der Regel nicht in den kolonialen Kontexten begründet liegt, sondern vorrangig im Objekt selbst und damit in seiner Bedeutung für die*

Herkunftsgesellschaft.“ (S. 10) Dieser übergroße Spagat ist möglicherweise eine Folge der eingangs angedeuteten Fraktionen, die den Leitfaden gemeinsam verabschieden mussten.

Fazit

Die Definitionen zum „kolonialen Kontext“ sind zu ungenau und für die praktische Forschung am einzelnen Objekt und an den Sammlungen nicht hilfreich. Dadurch kann der Leitfaden inhaltlich nur bedeutungslos bleiben, wird aber auf jeden Fall die verantwortlichen Kuratorinnen und Museumsmitarbeiter derart „sensibilisieren“, dass sie in Ausstellungstexten auf eine diffuse koloniale Gewaltsituation beim Erwerb hinweisen und besonders nach den Objekten suchen werden, deren Dokumentation eine solche Konstruktion zulässt. Damit steht nicht das Verstehen und die Aufarbeitung des Alltags der einzelnen Menschen in den Kolonien im Vordergrund, sondern eine dogmatische Interpretation aus heutiger Sicht. Die Vielfalt der Meinungen, der Motive und des individuellen Handelns wird dabei ausgeblendet.

So hat z. B. der erste Leitfaden des Museumsbundes zu menschlichen Überresten⁴ nicht etwa zu einer Aus- und Weiterbildungswelle geführt, die den KuratorInnen heute ein selbstständiges naturwissenschaftliches Erkennen verschiedener menschlicher Überreste, z. B. Zähne, Haare, verschiedene Knochen, ermöglichen würde. So mag sich zwar eine größere Sensibilität entwickelt haben, es fehlt jedoch die praktische Umsetzung. Kein Museum hat bisher einen Katalog aller betroffenen Objekte vorgelegt und die Publikationen zu konkreten Stücken sind nach wie vor gering. Weiterhin stand in den Ausstellungen der letzten Jahre nicht die Vermittlung indigen-historischer Kontexte im Vordergrund. Vielmehr wurde eine zensierende Grundhaltung praktiziert. Menschliche Überreste wurden entweder gar nicht mehr gezeigt oder nach Vorstellungen europäischer Pietät verhüllt (Halbdunkel, schummrige Glas). Der alltägliche Umgang der Hersteller mit Ahnenschädeln, Zahnketten, etc., und der Stolz historisch-indigener Kopffäger (Mundurukú, Jivaro, Naga etc.) wurde und wird zeitgemäß korrigiert. Das Ergebnis ist eine Verfälschung bis Zensur der Vergangenheit.⁵

Im Leitfaden heißt es: *„Postkoloniale Perspektiven setzen auf eine kritische und differenzierte Auseinandersetzung mit Rollenbildern und Machtstrukturen, die ihren Ursprung im Kolonialismus haben.“* (S. 13) Wünschenswert wäre auch eine kritische Auseinandersetzung mit der fehlenden empirischen Grundlage der bisher verbreiteten Hypothesen zum ‚Objekterwerb im Kolonialismus‘. Denn hier verbirgt sich ein zu wenig beachtetes Risiko: Wenn am Anfang gegenwärtiger Fragestellungen und zukünftiger Forschung eine moralisierende Weltdeutung steht, kann dies nicht ohne Einfluss auf die Ergebnisse bleiben. Die Wissenschaft hat damit ihre ergebnisoffene, neutral fragende Position aufgegeben. Der Schritt zu Ideologie und Dogma ist dann nur noch ein kleiner.

Benötigt wird eine Veränderung der Strukturen in den Museen, damit die verschiedensten Personen mit den Objekten arbeiten und ihre Ergebnisse veröffentlichen können:

- A. Transparenz durch Digitalisierung und online-Präsentation (mit Fotos)
- B. Zugang zu den Objekten in den Depots
- C. Aufbau von naturwissenschaftlich basierten Objektkompetenzen

Dazu mehr im Artikel in Kunst&Kontext Nr. 17.

Anmerkungen

¹ Thode-Aurora/Fine (S. 57-63), Förster (S. 39-41), Zimmerer (S. 24-35).

² Auffälligstes Beispiel war die Ausstellung des Historischen Museums „Deutscher Kolonialismus“ (2016/17).

³ „Fotografien, Zeichnungen (Fußnote 2) [...] können ggf. aus ethischen Gründen ebenfalls als kulturell sensible Objekte verstanden werden.“ Fußnote 2: „Während der Hamburger Südsee-Expedition zeichnete beispielsweise Elisabeth Krämer-Bannow bestimmte Tatauiermuster mikronesischer Frauen ab. Deren Veröffentlichung wird auch von heutigen mikronesischen Frauen als Affront und Vertrauensbruch bewertet (pers. Mitteilung Susanne Kühling).“ (S. 10)

⁴ „Empfehlungen zum Umgang mit menschlichen Überresten in Museen und Sammlungen“, Deutscher Museumsbund 2013

⁵ Eine Ausnahme ist z. B. das Weltmuseum Wien, das seit der Wiedereröffnung im Jahr 2017 in einer Vitrine eine mumifizierte Schädelknochen und den zugehörigen Federschmuck der Mundurukú zeigt. Eine weitere Ausnahme ist die Ausstellung von mehreren Schrumpfköpfen in der Dauerausstellung des Historischen und Völkerkundemuseum St. Gallen seit 2015.